

Die Geschichte vom Deckerli

Autor(en): **Kollbrunner, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 14

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637930>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

freundlichen Art, die Kleinen und Unscheinbaren nach ihren inneren Werten einzuschätzen und zu lieben. Es mag hier folgen.



† Oskar Kollbrunner.

Die Geschichte vom Dederli.

Von Oskar Kollbrunner.

Weil er von Beruf ein Dachdecker und der Postur nach recht kurz und stumpf geratet war, nannte man ihn kurzweg: Das Dederli.

War ich als Junge nicht recht zum Arbeiten aufgelegt, dann sagte meine Mutter nur ganz lakonisch: „Wenn du dich nicht zum Schaffen bequemen willst, so ergeht es dir halt ganz einfach wie dem Dederli.“ Das wirkte Wunder, denn ich wußte nur zu gut, was damit gemeint war. Das Dederli hatte man nämlich wiederholt mit dem Landjäger nach einer benachbarten Zwangsarbeitsanstalt verbracht. Da machte nun in Schrullenhausen ein Gerücht die Runde, daß, so oft sich das Dederli geweigert hätte, diese oder jene Arbeit anzufassen, man ihn vermittelst der Wasserprozedur gefügig gemacht hätte. Da sei er pudelnackt und bis an den Kopf in einen Wasserbehälter gesteckt worden, der unablässig durch neue Wasserzufuhr gespeist worden wäre. Habe das Dederli es nicht vorgezogen, daß ihm das veräußerliche Maß bis über die Ohren steige, so hätte er ohne Anhalten mit den Füßen auf zwei Pedalen trampeln müssen, um den Pegelstand des Wassers auf Kinshöhe zu halten.

Was an diesem Gerücht wahr ist, habe ich nicht auszuforschen vermögen. Auf jeden Fall bemitleidete ich das gute Dederli darüber und mehr noch über dem Geföpp, das er jeweils über sich ergehen lassen mußte, wenn er von der Anstalt wieder nach Schrullenhausen zurückkehren durfte.

Ich habe nie so recht begriffen, warum man überhaupt das Dederli zum zwangsweisen Arbeiten abspeidierte. Das gute Mannli hat doch immer an etwas herumgebastelt, immer etwas zu Nutz und Frommen der Bürger oder seiner selbst getan. Da war er fürs erste Nachwächter und fürs zweite Flurhüter. Dann lag er gelegentlich dem Besenbinden ob, versorgte das Dorf mit Wachholder, zwecks Reinigung stichiger Mottfässer, lief mit dem Rabishobel umher und machte jeder Hausfrau ein Ständeli Sauerkraut zu recht. Im Sommer hantierte er bei den Bauern auf dem Feld, stieg, wenn er gerufen wurde, mit der Unbesorgtheit eines Trapezkünstlers auf ein Dach, um notwendige Ausbesserungen vorzunehmen und war im Winter im Gemeinwald beim Holzfällen und Büschelmachen anzutreffen.

Allerdings — und das muß dem Faß immer den Boden ausgeschlagen haben — gab es Perioden, in denen dem Dederli der Schnapsteufel im Genick saß und er wie unser Mauser Nepomuk drei, vier Wochen nicht mehr aus dem Dufel herauskam.

Da er es in diesem Zustand unterließ, die Straßenlampen zu bedienen und anderweitigen Verpflichtungen nachzukommen, schob ihn ein korrekter Vorsteher zuweilen kurzerhand nach der Zwangsarbeitsanstalt und einmal auch nach einer Trinkerheilstanstalt ab. Aber das hat ihn nicht gebessert. Es hat ihn nur in Wut gegen die Ortsbehörde und insonderheit gegen den Vorsteher versetzt. So hat er sich an diesem einmal auf seine Weise zu rächen versucht.

Es war im Winter. Dem Dederli, der in einem Dreifäschhochhaus neben dem Schloß von Schrullenhausen den bereits grau gewordenen Junggesellen spielte und den man, das abgetrunzene Gesicht und die verschnapften Augenlein abgerechnet, ganz hübsch hätte nennen können, war das Brennholz ausgegangen. Da „küßelte“ er auf Schelmensohlen in einer stoddunklen Nacht nach dem Vorsteherhaus hinüber und transportierte in aller Gemütlichkeit, immer zwei oder drei Scheite auf einmal nehmend, einen Ster Buchenholz oder auch zwei von dessen Holzschopf in den Estrich seiner Hütte hinauf. Alsdann begann er zetermordioisch unter den Fenstern des Dorfmoguls loszulegen: „Ein Dieb! Ein Dieb! Man hat Ihnen Holz gestohlen, Herr Vorsteher! Ich kam nur einige Augenblicke zu spät, sonst hätte ich den elenden Lausbuben eingefangen. Nun hat er sich diese hällische Dunkelheit zu Nutze gemacht und ist wohl mit einem Karren, auf dem er den Segen aufgeschichtet hatte, verduftet.“

Der Vorsteher, der sich als alter Kranzturner in einem Saß vom Bett aus ans Fenster gestellt hatte und im Nachthemd gespenstete, schüttelte den Kopf und meinte mit einem Anflug von Schläfrigkeit zum offenen Fensterflügelchen hinaus: „Dann suche halt den Schelm, Deder, wenn du ein guter Nachwächter bist! Wozu haben wir dich denn? Zum Faulenzen auf dem Strohsack? Um die Diebe entwischen lassen?“ Sprach's und warf das Flügeldchen zu.

Zwei Tage darauf ordnete der spürnasige, listige Vorsteher die Feuerschau an. Es war zwar noch reichlich Zeit zum Nachsehen der Defen, Herde und Kamine, da der Maurer noch nicht einmal mit allen Feuerlöchern fertig geworden war. Aber der Vorsteher wußte, was er wollte. Ein Dreierkomitee, bestehend aus dem Gemeindeammann, ihm selbst, sowie aus einem neutralen Maurermeister, machte seinen obligaten Häuserbesuch. Beim Dederli fingen sie an. Der hatte sich gerade vom Birkenbesenbinden weg zum Zünneessen an den Tisch seiner Stube gesetzt, die ihm zugleich auch Werkstatt war.

„Guten Tag, Meister Dachdecker! Auch schon munter?“ Mit diesen, in hämischer Freundlichkeit gesprochenen Worten des Vorstehers, traten die Herren über die Stubenschwelle. Dem Dederli blieb vor Schreck ein Bissen trockenes Maisbrot derart im Schlund seines Halses stecken, daß ihm der Vorsteher ordentlich auf den Rücken klopfen mußte, ehe er ihn mit vor Anstrengung hochrotem Kopf herauszuwürgen vermochte. Nachdem sich das Dederli wieder etwas erholt und einen Schoppen seines linden Hansmüllersaftes hinuntergestellt hatte, fragte er, unsicher von einem zum andern der Herren blinzeln mit seinen blutdurchschossenen Fuseläuglein: „Was verschafft mir die Ehre? Womit kann ich dienen?“

„Feuerschau, Herr Deder“, brummelte der Maurermeister und stampfte allen voraus nach der Küche, eigentlich ein Kücheli, in dem man sich kaum umzudrehen vermochte. Er schnupperte in den noch ungestrichenen Ofen hinein, hantierte an den „Zügen“ herum und rollte seine Bollaugen wie ein Cerberus vor dem Herdloch. Es ist fatal, Deder, aber wir müssen wohl oder übel einmal Ihren Ofen abschätzen. Die Feuerplatte ist kapores. Alles ist kaput und eines schönen Tages fällt der ganze Lehmhaufen auf einen

Lätzch zusammen.“ Das Dederli jammerte: „Ihr habt gut sagen, Ihr Herren Feuerschauer, aber wer bezahlt mir den neuen Ofen, hä? Soll ich diese Heidenkosten aus dem Gehältchen, das mir die Gemeinde ausfädelt, bestreiten oder mit dem Besenbinden erradern? Ihr alle wißt, daß ich bei all meinem Schinden kein Geld für einen neuen Ofen zurückerlegen kann. Der tut's gewiß wieder ein Jährchen.“

So und ähnlich hatte sich das Dederli schon seit Jahren geäußert. Man hatte darauf hin immer ein Auge zugebrückt. Auch dieses Jahr schien der Vorsteher allen voran gewillt, die Sache auf sich beruhen zu lassen und mit dem leidigen Abschätzen noch zuzuwarten. „Feuersgefahr für die Nachbarghäuser ist ja so gut wie keine vorhanden. Da käme ja eigentlich nur das Schloß in Betracht, aber auch dieses steht zu weit weg, als daß seinen soliden Mauern viel passieren könnte und überdies, finge das Dederhäuschen Feuer, würde es handkehrum bis auf den Grund eingäschert sein. Die paar Bretter, aus denen es zusammengenagelt wurde, reichen ja kaum aus, um einen Backofen richtig einzuhetzen.“

Letzterer Satz war ein Hieb, der saß. Das Dederlein zuckte in seinem gedemütigten Stolz merklich zusammen, aber es beherrschte sich wohlweislich und schwieg.

„Wir wollen wenigstens noch das Kamin weiter oben im Hause nachsehen“, sagte der Vorsteher so ganz beiläufig und harmlos und fing an, die Treppe, die zum Estrich emporführte, zu besteigen.

„Bleiben Sie nur ruhig hier unten, Herr Vorsteher. Erstens ist die Treppe so morsch und brüchig, daß sie jeden Augenblick einfallen kann, besonders wenn man ihr Körpergewicht auf sie stellt und dann habe ich oben eine schreckliche Unordnung. Ich muß mich fast schämen, dies zu bekennen. Aber, wenn man halt keine Frau hat, so bettet man halt nicht alle Tage und nimmt es mit dem Aufräumen und Haushalten nicht so genau. Mit dem Kamin ist übrigens alles in bester Ordnung.“

Des Dederlis belegte Schnapsstimme zitterte ordentlich, als er das sagte. Seine Sätze schlugen Burselbaum. Er hätte am liebsten den Vorsteher von der Treppe gerissen, aber das ging wohl nicht an und jetzt war der Luchs auch schon oben.

„Ei ja! Ei ja! Seid Ihr Holzhändler geworden, Deder?“ frug es wie eine Stimme des jüngsten Gerichts über die Köpfe der beiden andern Aufsteigenden hinweg. Das Dederli hätte am liebsten Fliege gespielt und sich in einen Spalt verkrochen. „Was, waas meinen Sie, Herr Vorsteher?“ rief er mit sparriger Stimme. Es war schon mehr ein Dohlsengekrächz: „Ob ich Holzhändler geworden sei? Sie meinen von wegen der paar lumpigen Buchenscheiter auf dem Estrich? Sie spassen wohl? Die habe ich noch als Eigenbedarf vom letzten Winter her. Ich glaube, daß ich das Holz damals im Burtartshölzli ersteigert habe.“

Es kam eine gewisse Sicherheit in die Stimme des ertappten Dederli. Er hätte jetzt irgend einen glaubwürdigen Zug ersinnen können, um sich aus der Schlinge zu ziehen. Aber es war durchaus nicht nötig. Es hätte doch nichts gefruchtet, denn als das Dederli mit schlotterigen Beinen selber oben angelangt war, lachte ihm der Vorsteher verschmückt und schadenfroh ins Gesicht: „Gelt, du Gimpel, dich haben wir gefangen. Wie eine Maus gingst du in die Falle. Ha, vom Burtartshölzli hast du die Scheiter. Ha! Ha! Ha! Ha!“ Der Vorsteher lachte überlaut, und da es so ein glucksendes Lachen war, steckte es die andern zwei Feuerschauer derart an, daß sie sich vor Lachen am Kamin festhalten mußten, neben dem das gestohlene Gut sorglich aufgestapelt war. Dem Dederli aber fiel das Herz vollends in die Hosentaschen. Er hockte auf seinem schmutzigen Bett, eine Zammergestalt sondergleichen, während ihm der Qualgeist eines Vorstehers einige von ihm selbst rotmarkierte Scheiter unter die Nase hielt.

„Diese Markierungen hättest du wegsägen sollen, du erbärmlicher Tropf; es hätte dir übrigens auch so nicht

viel geholfen. Ich dachte eineweg, daß das Holz nicht weit weg zu finden sei. Weißt, wir kennen uns, Deder. Du hast Dich an mir rächen wollen. Das ist ganz einfach. Nun hast du den Bod zum Gärtner gemacht.“

Am Nachmittag dieses verhängnisvollen Feuerschautages hat man das Dederli im schäßigen Sonntagsgewändli mit dem Vorsteher zur Eisenbahnstation gehen sehen. Man munkelte von Statthalter und Gefängnis. Wahr ist, daß das Dederli erst nach drei Wochen aus einem wahrscheinlich sehr unfreiwilligen Urlaub wieder in Schrullenhausen eintraf. Er tat, als beachte er keine Anzüglichkeiten und Anspiegelungen. Einer meinte boshaft, man brauche jetzt dann einen neuen Nachtwächter, nur um den alten Wächter zu überwachen. Das Dederli duckte sich wie unter einem Rutenhieb und blieb stumm. Man belieh ihn übrigens im Amt, weil man ihm keine weiteren Schelmerereien und Schildbürgerstreiche nachweisen konnte und weil er sonst nur armengemüßig geworden wäre.

Als das Dederli am heiligen Ostertag nach diesem leidigen Vorkommnis mit dem Helm und dem Spieß durchs Dorf schritt, schien es mir, als beinle er lange nicht mehr so gravitatisch und stolz davon wie früher. Ich hatte ihn allerdings auch lange nicht mehr gesehen, denn ich war gerade sechs Wochen an der Gliedersucht krank im Bett gelegen. „Der Junge wächst viel zu stark“, meinte der Arzt.

Am diesem Ostertag nun, hatte ich zum ersten Mal das Bett verlassen dürfen. Das Bett, in dem meine Augen nicht imstande waren, die wachsende Pracht des Venzes zu umfassen, denn das Bett stand vom Kammerfenster abgerückt, wie so viele Dinge im Menschenleben dem Lichte abgekehrt sind.

Der Vater hatte mich am Morgen aufs Kanapee in die Stube hinausgetragen, obwohl ich zur Not den Weg selber hätte machen können. Dann war er mit der Eisenbahn für zwei Tage ins Bernbiet zu Verwandten gefahren.

So waren Mutter und ich über die Festtage allein. „Machen wir doch dem Dederli eine Osterfreude“, sagte ich zu ihr. „Lade ihn zum Mittagessen ein. Du weißt ja, daß ich ihn gern leiden mag.“ Sie zögerte. Ich sah, daß ihr mein Vorschlag nicht recht zusagte, aber schließlich mochte sie dem kranken Buben die Bitte nicht abschlagen. So rief sie das Dederli in die Stube hinein.

„Ihr sollt heute mit uns zu Mittag essen, Deder. Ihr seid ja sowieso allein und es ist nicht gut, an einem Festtag allzuviel mit sich selber beschäftigt zu sein.“

Das Dederli sperrte Mund und Ohren auf. Als er begriffen hatte, legte er Helm und Spieß im Nebenzimmer ab, kam zu mir hinüber und gab mir die Hand. „So, so, bist du auch wieder besser zuweg. Das freut mich.“ Er sah übers Kanapee hinweg zum Fenster hinaus. „Gelt, das ist eine schöne Welt“, sagte er. Ich nickte. Ja, da draußen war eine Herrlichkeit sondergleichen. Der Rasenplatz über der Straße vor unserem Haus, der einen gewaltigen Budel macht wie eine Kaze, die einen Hund ansaucht, und der den Hügel empor läuft, bis dorthin, wo der Wald von Schrullenhausen beginnt, war grün wie der Laubfrosch im Wasserglas. Nein, er war viel grüner, er war ganz saftgrün. So grün mochte zu Zeiten das Meer sein irgendwo weit weg von der Heimat. Der Himmel aber war zweifelsgenblau und sehr fern. Wo der Wald und der Horizont in seliger Vermählung sich fanden, paßte wattweißer Dunst zierlichen Frühlingsgewölks.

„Das ist eine Pracht“, meinte nun auch die Mutter, während sie den lederen Braten auf den Tisch stellte und mit einer Schüssel zudeckte. Ich brachte kein Wort der Erwiderung aus dem Hals heraus. Der war wie verforrt. Aber wie in manch einer zugestöpselten Flasche lustroter Rebensaft glüht, so glühte in meinem Innern die Lust des Frühlings. Die Mutter schöpfte erst die Brotsuppe mit den goldigfetten Augen in die Teller. Das Dederli schlüpfte die Suppe mit geräuschvollem Behagen. Am Schöpfköffel,

der, wenn ich gesund war, nie zu groß sein konnte, blieben die zerhackten Fliederchen junger Peterilie und Schnittlauch kleben, als ihn die Mutter aufs Tischbrett legte. Grün, überall grün.

Als wir noch beim Suppelläpfeln waren, klopfte es an der Tür. Ueber den Stubenboden stoffelte der Schneidermeisterjodel vom Unterdorf mit einem Strauß Seidelbast in den Händen. „Für den Rheumatismusbuben“, lachte der Jodel. Die Mutter holte eine Wase aus dem Spind, die, wer weiß, seit ihrem Hochzeitstag unangetastet, es sei denn beim Reinigen, neben andern hübschen Sachen und Säckelchen auf dem Schrankgestell gestanden und füllte sie halbwegs mit Wasser vom Küchenhahnen. Der gute Jodel, der sich sichtlich sehr verwunderte über das beim Ostermahl Zugegensein des Dederli, stellte die ganze Pracht des Seidelbastes hinein. Wahrlich, der Ostertag vergah den kranken Jungen nicht. Da brachte er mir sogar Grüze aus dem Wald, der da auf der Höhe rauschte und in dem die Sonnenfunken auf den Tannadeln knisterten und ihr grüngoldfunkelndes Leben versprühten. Jodel verabschiedete sich bald. Er war ein wenig schüchtern und es war ihm nicht gegeben, eine Mücke lange verlegen in den Händen zu drehen.

Die Mutter schöpfte den Braten heraus. „Der Doktor meint, du solltest kein Fleisch essen; aber ich glaube, daß so ein Happen Zickleinfleisch nichts schaden kann. Sie langte den saftigsten Stöcken aus der Schüssel heraus und legte ihn mit der braunen, nach Lorbeerblättern und Nelken duftenden Brühe auf meinen Teller. Das bescheidene Dederli aber nahm ein altes, mit vielen Klingeln gespidtes Militärmesser aus der Tasche und manipulierte an dem Zickleinfopf herum. Der lag bald so sauber abgenagt vor ihm, als hätte man ihn aus einem Ameisenhaufen herausgefischt.

„Ich werde einmal auf meine Ziegenwiese hinausgehen“, sagte das Dederli, als es sich schmeckend und dankend vom Tisch erhoben hatte. Ich will sehen, was mein Kirschbaum macht, ob der Blust ordentlich angefeht hat. Ja, der Blust. Auch das arme Dederli war ein großer Freund des Blühens. Wenn er über die Felder schritt und kein blühendes Kräutlein im Munde hatte, mußte ihm etwas über die Leber getrocknet sein. Ich kannte das und sah es ihm an den Augen an, daß er von seinem Osterspaziergang mit etwas herrlich Blühendem zurückkehren würde.

So war es auch. Er kam am Osterabend noch einmal vorbei: „Ich habe meinen Kirschbaum auf der Ziegenwiese blühen gesehen. Ein Wunder, sage ich, auch wenn wir Ostern wie heuer, reichlich spät feiern. Dann hob er mich vom Kanapee empor und trug mich in die Kammer hinüber. Das Dederli lächelte. Auch er hatte den Frühling gesehen, auch er hatte Ostern erlebt. Ein Maßliebchen blühte zwischen seinen Lippen, ein Maßliebchen von der Ziegenwiese, auf der sein Kirschbaum die Blütenaugen aufgeschlagen hatte

Das Dederli ist dann bald hernach gestorben. Wie er gestorben ist? Ganz wie es sich erwarten ließ. Er geriet nach und nach wieder ins Schnäpseln hinein. Es war an einem Spätwintertag, ungefähr ein Jahr nach der Buchenscheiteraffäre. Da war er beim Laternenputzen. Mehr aber noch beim selbstzufriedenen Löten beim Schnapsstiefelchen. Hart am Rande des Dorfbachs neben der Wirtschaft zum „Schrullenberg“ stand eine Lampe auf ihrem Pfahl. Wohl schon seit undenklichen Zeiten. Der Pfahl muß recht morsch gewesen sein. Das Dederli lehnte nach Einbruch der Nacht sein Leiterchen dagegen und da ihm noch wackliger als dem Pfahl zumute war — wie es kam, weiß man eigentlich nicht so bestimmt — so warf es ihn samt Leiter und Pfosten in den Bach. Man fand ihn einige Stunden später mit dem Gesicht nach vorn im eisigen Wasser liegen. Vom Blust, das laut Feststellungen des Arztes aus der rechten Schläfe gesickert sein mußte, war nur noch eine ganz feine Kruste sichtbar. Der Bach hatte es gleich einer gnädigen Sama-

riterin abgewaschen. Die Laterne, die er vor dem Sturz noch hatte anzünden können, soll mit zur Hälfte eingeschlagenen Scheiben am Bachrande im Gestrüpp hängen geblieben sein. Da sie zufällig auf den Kopf zu stehen kam und da es eine windstille Nacht war, brannte ihre Flamme noch, als man das Dederli fand. Sie warf einen zitternden, gelben und betreuenden Schein über den ein leises Grablied gurgelnden Dorfbach und sein Opfer. Die Flamme aber war das erbarmende Totenlichtlein des armen Dederli von Schrullenhausen.

Zwei Gedichte von Oskar Kollbrunner.

Innewerden.

Und nach Jahren kam ich heim einmal,
Stand im Frühlingsblüh'n mein Heimattal,
Jedes Häuschen stad in Blumenluft,
Ephru schmiegte sich an ihre Brust,
Reben blätterten die Hütten ein,
Bis zum Spiegel ihrer Fensterlein.

Ja, das Unkraut selbst am Aderweg
Brachte einen schmuden Gruß zuweg;
Aber erst mein liebes Vaterhaus,
Saß in einem ganzen Blumenstrauß.
Pfirsichblüten und Hollunderschnee,
Tauchten es in ihren Schimmersee.

Auf dem Türtritt blitzte weißer Sand
Und die Klinke glänzte in der Hand,
Und die Stube erst! War Festtag heut?
Lächelte im Bauernsonntagskleid —
Und die Mutter, die im Winkel sann,
Hatt' ein weißes Schürzchen umgetan.

Aber ach, das alles trog mich nicht:
Tiefe Runen fürchten ihr Gesicht;
Als sie ihre welke Hand mir gab,
Fiel das ganze Blühen von mir ab —
Tausend Tage tiefster Winternacht
Hatten diesen einen Tag gemacht.

Gedenken.

Gedenke ihrer gern, die du einmal
Vor Jahren einsam und daheim gelassen;
Vielleicht ein Mütterlein,
Vielleicht ein Lieb in enger Mondscheingassen.
Bergiß es nicht: Die Welt ist kalt und roh
Und viele sind es, die nach Liebe fragen —
Und keine Liebe haben, das ist so
Wie Baum zu sein und niemals Blust zu tragen.

Gedenke ihrer, die im Schweizerland
Auf einer Hand voll Erdengrund sich plagen,
Denn sie gedenken dein
Bei jedem guten Worte, das sie sagen.
Bergiß es nicht: Die Welt ist kalt und roh
Und viele sind es, die um Heimat werben —
Und keine Heimat haben, das ist so
Wie auf der Straße eines Bettlers Sterben.

Aus „Wolkenkratzer und Schweizerheimweg“. Verlag von Ernst Ruhn, Biel und Bern.

Die Strafe in der Erziehung des Kindes.

Alle Erziehung muß von der Voraussetzung ausgehen, daß das Kind zu irgend etwas Vollkommenem im Leben berufen ist, daß es den „Preismenschen“ in sich trägt, wie Sean Paul sagt. Diesen Preismenschen zu entwickeln, ist der Sinn der Erziehung. Sie muß so weit kommen, daß das Kind selbst an dieser Ausgestaltung mithilft, daß es dem Ziele aus eigener Kraft zustrebt, das ihm von der Natur